

Vida Bakondy

Objekte der Erinnerung – Erzählungen zur Migration

Ein Sammlungsprojekt und eine Ausstellung zur Migrationsgeschichte
im Wien Museum

Ein türkisfarbiger Kochtopf der Marke Riess, er ist von jahrelangen Gebrauchsspuren gekennzeichnet. Auf der Vorderseite findet sich ein mit wasserfestem Stift handschriftlich beigefügter Text in kroatischer Sprache: *Siječanj 1973* (Jänner 1973). Kochtopf wie Text verweisen zunächst auf einen biographischen Wendepunkt im Leben seiner (ehemaligen) Besitzerin, Vasilija Stegić: denn das Datum dokumentiert nicht nur den Zeitpunkt des Erwerbs, sondern auch die Ankunft von Frau Stegić in Wien. Die gelernte technische Zeichnerin war im Jänner 1973 von Rijeka nach Wien gekommen, um hier einen Neuanfang zu wagen. Frau Stegić erwarb den Topf von ihrem ersten Wochengehalt in einer Textilfabrik, um sich im Wohnheim kleine Speisen zubereiten zu können.

Die Geschichte hinter diesem auf den ersten Blick belanglos erscheinenden Alltagsgegenstand erzählt von einem biographischen Wendepunkt: der Ankunft in einem fremden Land und dem Sich-Einrichten; sie erzählt zudem vom biographischen Bewusstsein seiner Besitzerin, vom Versuch einer Einschreibung ihrer individuellen Migrationsgeschichte in eine kollektive Geschichte. Denn die Beschriftung „Siječanj 1973“ brachte Frau Stegić erst Jahrzehnte später aufgrund des Interesses von Seiten eines Museums an ihrem Topf an. Damit überließ sie die Kontextualisierung ihres einstigen Gebrauchsgegenstandes nicht gänzlich dieser Gedächtnisinstitution.¹

Vasilija Stegić' Kochtopf war vom 4. Oktober 2017 bis 11. Februar 2018 in der Ausstellung *Geteilte Geschichte. Viyana-Beč-Wien* im Wien Museum zu sehen. Den Ausgangspunkt der Ausstellung bildete eine Sammlung von Objekten und Doku-

Vida Bakondy, freie Historikerin, Meinhartsdorfergasse 5/20, 1150 Wien, vida.bakondy@univie.ac.at

menten zur Geschichte der Arbeitsmigration aus der Türkei und Jugoslawien nach Wien. Die Sammlung war im Rahmen des Projektes *Migration Sammeln* (2015–2016) im Auftrag der Stadt (MA 17, Integration und Diversität) für das Wien Museum aufgebaut worden.² Damit reagierten das Museum und die Stadt Wien auf bisherige Lücken und Leerstellen im städtischen Sammlungsgut, aber auch auf museologische sowie politisch-aktivistische Diskurse und Debatten zum Thema Migration und Museum im deutschsprachigen Raum. Zudem jährte sich 2014 und 2015 zum 50. Mal die Unterzeichnung der sogenannten Anwerbeabkommen Österreichs mit der Türkei (1964) und Jugoslawien (1965), die den offiziellen Grundstein für die Arbeitsmigration aus diesen beiden Ländern gelegt hatten. Die Jubiläen markierten einen vorläufigen Höhepunkt der öffentlichen Thematisierung und des offiziellen Gedenkens dieser spezifischen Migrationsgeschichte in Österreich: Davon zeugen zahlreiche mediale Berichte, Ausstellungen, Tagungen, aber auch ein Festakt³ im Wiener Rathaus.⁴ Nachdem diese Epoche der Arbeitsmigration jahrzehntelang ein Randthema in der historischen Forschung und in den kulturellen Gedächtnisinstitutionen wie Museen und Archiven blieb, scheint sie nun ins „kollektive Gedächtnis“ des Landes Eingang gefunden zu haben. Letztlich verdanken sich diese Entwicklungen dem Engagement von politischen Aktivist*innen, Vereinen, NGOs und Migrationsforscher*innen, die vor allem in den vergangenen zwei Jahrzehnten eine historische Auseinandersetzung mit dem Thema Migration initiiert und deren institutionelle Verankerung eingefordert haben.⁵

Die Historisierung und Musealisierung der Arbeitsmigration wäre, wie auch jene anderer sozialer Bewegungen, ohne die Repräsentationskämpfe ihrer Subjekte und die Initiativen zur Selbstdokumentation nicht denkbar.⁶ Die Hervorbringung eines solchen historischen Bewusstseins ist aber, wie der Historiker und Kurator Hannes Sulzenbacher mit Bezug auf die queere Bewegung schreibt, „oft Antrieb und Aufgabe einer kleinen Gruppe, die sich ebenfalls am Rand der jeweiligen Community befindet und von dort aus den Gedanken der Identitätsstiftung durch Geschichte erst verbreitet“.⁷ So beruhte das 2004 im Wien Museum und in der Hauptbücherei am Gürtel gezeigte Ausstellungsprojekt *Gastarbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration* der NGO *Initiative Minderheiten* – die erste historisch umfassende, öffentliche Thematisierung dieser spezifischen Migrationsgeschichte in Österreich – auf einer Idee von Cemalettin Efe, der in den 1970er-Jahren aus der Türkei nach Vorarlberg gekommen war.⁸ Mit dem Projekt sollte die Geschichte der Arbeitsmigration seit den 1960er-Jahren als selbstverständlicher Bestandteil der österreichischen Geschichte begreifbar gemacht und die gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Positionen von Migrant*innen gestärkt werden. Zu diesem Zweck wurde für die sozialgeschichtliche Ausstellung eine Kooperation mit dem Wien Museum als institutionell-repräsentativer Speicher materieller Kultur und Geschichte angestrebt und realisiert.⁹

Österreichweit löste *Gastarbeiter*innen* in den Folgejahren eine Reihe von wissenschaftlichen Forschungsprojekten und thematisch ähnlich gelagerten Ausstellungen aus.¹⁰ Ein zentrales Projektziel des Ausstellungsteams, die nachhaltige Verankerung des Themas Migration in den städtischen Gedächtnisinstitutionen, konnte jedoch nicht realisiert werden: „Weder wurden Materialien aus der Ausstellung in die Sammlung übernommen, noch wurde das Modell von Koproduktionen mit zivilgesellschaftlichen Einrichtungen oder eine vertiefende Bearbeitung des Themas Migration fortgeführt.“¹¹

Vor diesem Hintergrund starteten zwei Mitarbeiter des ehemaligen Ausstellungsteams *Gastarbeiter*innen*, Arif Akkılıç und Ljubomir Bratić, im Rahmen des Kulturprojekts *Wienwoche 2012* eine Medien- und Plakatkampagne zur Errichtung eines Archivs der Migration in Österreich; die formulierte Forderung: „Geschichtsschreibung jetzt, Gleichheit jetzt, Archiv jetzt“.¹² Zur Weiterführung und Vertiefung der Kampagne wurde der *Arbeitskreis Archiv der Migration* gegründet, der von 2012 bis 2016 beständig auf das Fehlen eines solchen Archivs hingewiesen hat.¹³

Die mediale und öffentliche Aufmerksamkeit, die der Kampagne „Für ein Archiv der Migration, jetzt!“ zuteil wurde, führte in der Folge zu Gesprächen des Arbeitskreises mit Vertreter*innen der Wiener Stadtpolitik sowie des Wiener Stadt- und Landesarchivs und der Wienbibliothek.

Das 2014/2015 von der Stadt Wien und dem Wien Museum lancierte Projekt „Migration Sammeln. Am Beispiel der Geschichte der ‚Gastarbeiter‘-Migration nach Wien seit den 1960er-Jahren“ muss daher auch in Zusammenhang mit diesen Bemühungen um ein Archiv der Migration gesehen werden. Allerdings hat die ursprüngliche Stoßrichtung der Kampagne, die auf eine nachhaltige Schaffung von Infrastruktur zielte, in der Konzeption des Sammelprojekts eine deutliche Verschiebung erfahren: etwa durch die inhaltliche Beschränkung auf die Arbeitsmigration aus Jugoslawien und der Türkei, den Fokus auf museales Sammlungsgut sowie die zeitliche Befristung der Sammelinitiative auf eineinhalb Jahre.¹⁴

Im Zuge des Projektes *Migration Sammeln* fanden in den Jahren 2015 und 2016 rund 750 Objekte und Dokumente dauerhaft Eingang in die städtischen Sammlungen. Die Mehrzahl der Schenker*innen waren ehemalige Arbeitsmigrant*innen, die auf der Suche nach Arbeit und einem besseren Verdienst seit den 1960er-Jahren nach Wien gekommen waren. Manche der Materialien wurden auch von migrantischen Vereinen, Beratungsorganisationen oder städtischen Einrichtungen übergeben.¹⁵

Die Sammelinitiative war die erste dieser Art in Österreich¹⁶: Es galt über ein Jahr lang systematisch, jedoch zunächst ohne Perspektive auf eine Ausstellung, zum Themenbereich Arbeitsmigration seit den 1960er-Jahren aus der Türkei und Jugoslawien zu sammeln.¹⁷ Ziel war, eine umfassende Sammlung zum Themenkomplex in den städtischen Sammlungen aufzubauen.

Während der Sammelauftrag den regionalen, zeitlichen und thematischen Fokus auf die sogenannte Gastarbeitermigration nach Wien legte, führten die Sammlungskriterien des Museums mit ihrem Schwerpunkt auf dreidimensionale, potentiell „ausstellungsfähige“ Objekte – die idealerweise auch für zukünftige Ausstellungen mehrschichtig lesbar sind – zu weiteren Einschränkungen.¹⁸ In der Regel werden Dokumente und Schriftstücke vom Wien Museum nur im Rahmen größerer Konvolute gesammelt, andernfalls jedoch an entsprechende Archive und Dokumentationsstellen weitervermittelt. Wie der Sammelprozess zeigen sollte, sind es aber gerade „Papiere“, die von Migrant*innen bis heute als Dokumentation ihres Arbeitslebens in Österreich aufbewahrt werden: etwa die für sie geschaffenen Spezialausweise wie Ausländer-Arbeitskarten oder Beschäftigungsbewilligungen bzw. Befreiungsscheine, die ihren Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt und somit ihren Aufenthalt regelten.

Grundsätzlich blieb jedoch offen, was denn alles ein „Migrationsobjekt“¹⁹ sein könnte. Welche Geschichten können diese transportieren und inwiefern sind sie repräsentativ für die Geschichte der Arbeitsmigration? Solche Fragen stellten sich auch deshalb, weil die Geschichte der Migration immer auch eine Geschichte der (Fremd-)Zuschreibungen und Klischees ist, die sich auf der Ebene musealer Darstellungen nur allzu gerne in ethnisierten kulturellen Artefakten widerspiegelt.²⁰

Die Zielgruppe des Projektes waren Migrant*innen der sogenannten ersten Generation. Daher war ein Forschungszugang naheliegend, der bei ihrem unmittelbaren Lebensumfeld ansetzte, um über persönliche Erzählungen und Erinnerungen potentielle Objekte zu generieren.²¹

Um jedoch eine Individualisierung von Migrationserfahrungen zu vermeiden und die Erfahrungen von Migrant*innen nicht als „Einzelschicksale“ zu präsentieren, sollten diese nicht unabhängig von ihren gesellschaftspolitischen, sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen erfasst werden. Zu Projektbeginn wurden Themenbereiche für die Recherchen festgelegt, die Schlüsselbereiche des Alltags betreffen: Wohnen, Arbeit, Regulierung, Kommunikation, Konsum, Familienleben, Freizeit, Beziehungen zum Herkunftsland etc. Dieser Zugang ermöglicht es, strukturelle Faktoren und ihre Auswirkungen auf Migrationsprozesse ebenso zu beleuchten wie individuelle Handlungsspielräume sichtbar zu machen. Ein zentrales Projektziel war, materielle Zeugnisse dafür zu finden, wie Migrant*innen angesichts oftmals diskriminierender gesellschaftlicher Strukturen ihr Leben organisierten, bewältigten und symbolisierten.

Die Geschichte von Vasilija Stegić Topf zeigt exemplarisch, dass viele Objekte erst durch die mit ihnen verknüpften persönlichen Erinnerungen zu Objekten der Migrationsgeschichte werden.²² Die Bedeutung der Dinge ist daher „immer auch ein Kontextphänomen“²³. Der Eingang von persönlichen Gegenständen in öffentli-

che Gedächtnisinstitutionen führt allerdings zu Bedeutungsverschiebungen, da den Dingen nunmehr eine historische Bedeutung zugeschrieben wird, die über die mit dem Objekt verknüpften persönlichen Geschichten und Erinnerungen hinausreicht. Das trifft auch auf jene Objekte und Materialien zu, die die Etablierung bestimmter Strukturen und Maßnahmen im Einwanderungsland als Ergebnis von Migrationsprozessen bezeugen. So belegt die über mehrere Jahre erfolgte Dokumentation des Falles einer Klientin der Beratungsorganisation *Peregrina*, deren Aufenthalt in Österreich gesichert werden sollte, sowohl die tagtägliche Unterstützungsarbeit der Beratungseinrichtung als auch ein individuelles Schicksal. Durch den Transfer dieser Dokumentation vom Archiv einer Beratungseinrichtung in einen musealen Kontext kann der Fall außerdem als Symbol für eine zunehmend restriktive staatliche Auslegung bzw. Handhabung der Fremdengesetze in den 1990er-Jahre gelesen werden; er verdeutlicht auch den bürokratischen Hürdenlauf, den dieser für die Betroffenen zur Folge hatte.

Wie der Soziologe Christoph Reinprecht in seiner Studie *Nach der Gastarbeit* herausgearbeitet hat, sind die Lebensverläufe von Arbeitsmigrant*innen aus Jugoslawien und der Türkei in Österreich von „verschiedenen Dimensionen von Unsicherheit“ geprägt: von ihrem prekären gesellschaftlichen Status als auf Zeit angeworbene sogenannte Gastarbeiter*innen und der damit einhergehenden jahre- oder jahrzehntelangen sozialrechtlichen und materiellen Unsicherheit.²⁴ Hinzu kommt die jahrelange Ungewissheit über die Dauer des Aufenthalts und die damit verbundene Frage der Zugehörigkeit/en, die abhängig von den persönlichen Lebensumständen und der gesellschaftspolitischen Situation im Herkunfts- wie Einwanderungsland immer wieder Veränderungen unterworfen ist. Biographische Bruchlinien manifestieren sich aber auch in der Diskrepanz zwischen Hoffnungen bzw. Erwartungen, die an die Migration geknüpft wurden, und Enttäuschungen, die ob der vorgefundenen Realität in Österreich erlebt wurden.

Diese „migrationsbedingten Instabilitäten im Lebensverlauf“²⁵ beeinflussen auch die Materialität der Lebensdokumentation: zunächst dahingehend, was nicht aufgehoben wurde oder werden konnte, weil es im Herkunftsland zurückgelassen oder weggeworfen wurde (v. a. in den Anfangsjahren bedingt durch häufigen Wohnungswechsel wie durch den Glauben an die zeitliche Befristung des Aufenthalts im Einwanderungsland). Es betrifft aber auch jene Dinge, die aufbewahrt wurden, weil sie für das Leben im Einwanderungsland wichtig waren, wie die schon erwähnten behördlichen Papiere, die den rechtlichen Status ausländischer Arbeiter*innen definierten. Diese Dokumente wurden von den Zeitzeug*innen im Gespräch häufig als erste angeführt oder vorgezeigt. In dieser Lesart entfalten die darauf angebrachten behördlichen Vermerke „Bewahren Sie alle für Sie erteilten Beschäftigungsbewilligungen sorgfältig auf“ oder „stets mit sich zu führen“ bis heute ihre Wirksamkeit.

Dass ein gesicherter Arbeitsplatz im Einwanderungsland den Lebensverlauf entscheidend prägen konnte, deutet auch ein gerahmtes Dienstzeugnis von Mehmet Ali Sel an. Das Dienstzeugnis wurde ihm von der Firma Henkel zum Ende seiner 20-jährigen Beschäftigung ausgestellt und zollte ihm Anerkennung für seine Leistungen. Herr Sel rahmte eine Kopie des Zeugnisses ein, fügte ein Foto von sich aus jungen Jahren und einen Sticker der Firma hinzu und hängte das Arrangement in seinem Schlafzimmer auf.²⁶

Zu den bewahrten Dingen zählen aber auch persönliche Erinnerungsstücke wie die ersten Briefe, die mit Familie und Freund*innen im Herkunftsland ausgetauscht wurden, das erste Zugticket nach Hause, nach einem Jahr Aufenthalt in Wien, oder Hörbriefe, die auf Musikkassetten aufgenommen und verschickt wurden. Sie erzählen einerseits von Sehnsucht und vom Verlust vertrauter Menschen und eines Lebensumfeldes sowie andererseits von verschiedenen transnationalen Kommunikationsformen. Im konkreten Fall der Hörbriefe, die der Schenker Ali Gedik mit seiner Familie in der Türkei für mehr als ein Jahrzehnt ausgetauscht hatte, verweist die Geschichte ihrer Verwendung auch auf politische Umwälzungen und Verhältnisse in der Türkei zu Beginn der 1980er-Jahre. Diese hinderten Ali Gedik nicht nur für mehrere Jahre daran, in die Türkei zu reisen. Aus Angst vor der Zensur durch das türkische Regime blieben auch gewisse Themen auf den Kassetten unausgesprochen, auch wenn auf die Verwendung der damals in der Türkei verbotenen kurdischen Sprache nicht verzichtet wurde.

Wie sich migrationsbedingte Erfahrung von biographischen Diskontinuitäten und Bruchlinien in bildliche Quellen einschreiben können, zeigt das Fotoalbum des jugoslawischen Ehepaars Gavrić aus den 1970er-Jahren. Es versammelt Schnappschüsse aus dem Wiener Alltag, vom Urlaub mit Kind am Meer und im Dorf bei den Geschwistern und Großeltern in Jugoslawien. Der Sohn des Ehepaars wuchs jedoch nicht bei seinen Eltern, sondern bei Familienangehörigen im Herkunftsland auf. Das Fehlen von Kinderbetreuungsmöglichkeiten und geeignetem Wohnraum sowie der Glaube an die zeitliche Befristung des Aufenthaltes im Ausland führten dazu, dass viele Kinder jugoslawischer und türkischer Migrant*innen vor allem in den Anfangsjahren bei der Familie im Herkunftsland großgezogen wurden.²⁷ Auch im Fall der Familie Gavrić sahen sich Eltern und Kind nur in den Ferien. Im Alltag getrennt, wird die Familie im Album zusammengeführt. Ohne die das Album begleitende biographische Erzählung würde keines der Bilder auf die getrennten Familienverhältnisse verweisen, zumal Kommentare im Album fehlen.

Zu den aufgehobenen Erinnerungsstücken können aber auch jene Dinge zählen, die mit negativen Erfahrungen im Einwanderungsland verknüpft sind, so etwa eine Ladung zur Polizei aus dem Jahr 1973 als Beleg für Diskriminierungserfahrungen aufgrund der Herkunft. Oftmals bleiben jedoch gerade Erfahrungen von sozialer

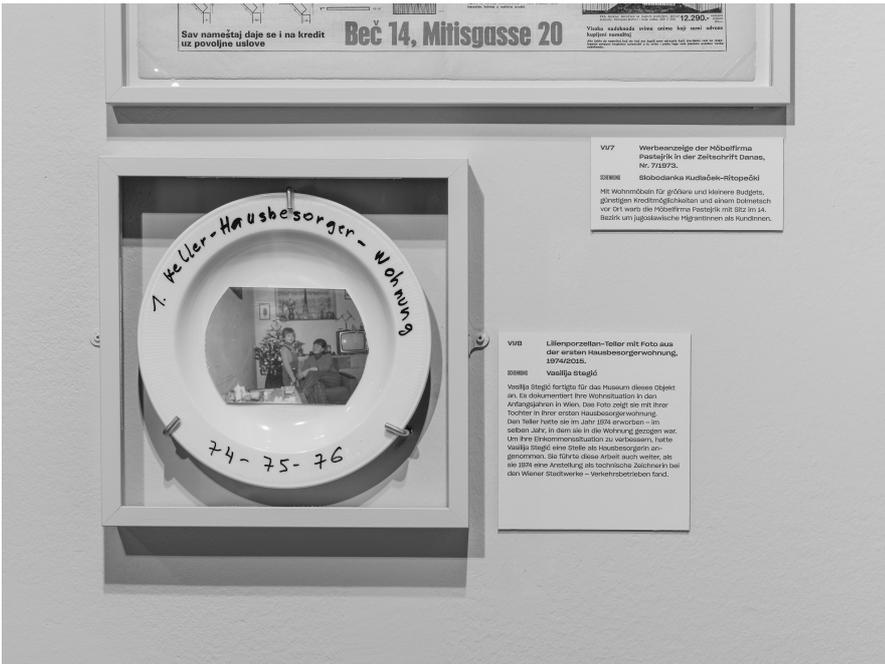


Ausstellungsansichten Geteilte Geschichte. Viyana-Beč-Wien, © Wien Museum, Fotos: Klaus Pichler.

bzw. gesellschaftlicher Diskriminierung ohne dazugehörige Objekte, sie werden vielmehr in persönlichen Erinnerungen manifest. So etwa beim Thema Wohnen, einem wesentlichen Aspekt des Alltags, mit dem viele Zeitzeug*innen vor allem in den Anfangsjahren negative Erfahrungen und Erinnerungen verbinden. Substandardwohnungen mit Toilette und Wasser am Gang, überteuerte Mieten und fehlende Privatsphäre aufgrund von Überbelegung in Firmenquartieren sowie Diskriminierungen bei der Wohnungssuche sind einige der Beispiele, die genannt werden. Häufige Wohnungswechsel waren die Folge. Es ist wenig überraschend, dass zu diesem Bereich kaum Objekte gefunden werden konnten. Heute erinnern vielfach nur Fotos an die einstigen Wohnverhältnisse. An diesem Beispiel zeigt sich auch eine entscheidende Problematik des Sammelprojektes: Es sollte bisherige Lücken und Leerstellen in der historischen Überlieferung schließen und produzierte auf seine Weise neue Ausschlüsse. Für viele der Schenker*innen war es auch nicht das primäre Anliegen, ihre Erinnerungsstücke musealisiert zu sehen, sie wollten vielmehr ihre Lebensgeschichte erzählen, also Gehör finden. Darin sahen sie die eigentliche Anerkennung ihrer Erfahrungen und Erlebnisse.²⁸

In der Ausstellung *Geteilte Geschichte* sollten daher die Erzählungen und Erinnerungen der Zeitzeug*innen im Mittelpunkt stehen. Dafür wurden Videointerviews (Regie: Karin Berger) mit neun der mehr als 45 Schenker*innen produziert. Bei der Auswahl der Interviewpartner*innen spielten verschiedene Kriterien eine Rolle. Zunächst wurden Objekte ausgewählt, die für einen bestimmten Themenbereich in der Ausstellung repräsentativ waren. Weitere Kriterien waren ein ausgewogenes Verhältnis hinsichtlich Herkunft und Geschlecht der Interviewpartner*innen. So sollten annähernd gleich viele Frauen wie Männer interviewt werden, ebenso wurde auf ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Migrant*innen aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien geachtet.²⁹ Ferner wurde die Entscheidung davon abhängig gemacht, ob die persönlichen Geschichten zu den Objekten aussagekräftig waren und die Interviewpartner*innen auch vor laufender Kamera gut erzählen konnten. Es ist daher wenig überraschend, dass fünf von neun Interviewpartner*innen bereits Erfahrung im öffentlichen Sprechen hatten, sei es für Interviews, Ausstellungen, Film oder Fernsehen. Nicht zuletzt spielten auch (fehlende) Sprachkenntnisse eine Rolle, sowohl auf Seiten der Kurator*innen und des Filmteams, als auch auf Seiten der Zeitzeug*innen. Denn acht der neun Schenker*innen wurden auf Deutsch interviewt; wobei es den Interviewpartner*innen offen gelassen wurde, ob sie in ihrer Erstsprache oder auf Deutsch erzählen wollten. Das heißt, auch im Fall der Interviews für die Ausstellung blieben gesellschaftliche Ausschlussprozesse aufgrund von Bildungsgrad und sozialer Schichtzugehörigkeit teilweise wirksam.

Die Interviews wurden ausgehend von einem Objekt geführt und eröffnen Einblicke in die damit verbundenen persönlichen Erinnerungen und Erfahrungen.



Ausstellungsansichten Geteilte Geschichte. Viyana-Beč-Wien, © Wien Museum, Fotos: Klaus Pichler.

Durch die Zuordnung zu einem bestimmten Themenbereich stand jedes der neun Interviews aber auch exemplarisch für verschiedene Facetten der Arbeitsmigration. Das Narrativ der Ausstellung konnte so zwei Stränge, einen persönlich-biographischen sowie einen sozialgeschichtlichen, miteinander verknüpfen. Auch in allen anderen in der Ausstellung präsentierten Objektgeschichten wurden spezifische biographische Erfahrungen mit gesellschaftlichen Zusammenhängen in Beziehung gesetzt und in ihrer Wechselwirkung lesbar gemacht. Das wird auch durch eine Mitschrift zur Buchhaltung veranschaulicht, die Gülseren Ağca's Ausbildung zur angehenden Buchhalterin im Istanbul der frühen 1980er-Jahre dokumentiert. Frau Ağca hatte das Heft mit nach Österreich genommen, begleitet von der Hoffnung, auch hier in ihrem erlernten Beruf tätig werden zu können. Ihre Hoffnungen sollten sich letztlich nie erfüllen. Vom österreichischen Arbeitsmarktservice wurden ihr Jobs als Reinigungskraft oder eine Umschulung zur Heimhelferin angeboten. Das Heft hat Ağca dennoch aufgehoben. Für sie ist es Ausdruck sowohl ihrer Hoffnungen und Erwartungen als auch der Enttäuschungen ob der vorgefundenen Lebensrealität in Österreich. Darüber hinaus dokumentiert es eine spezifische Facette der Migrationsgeschichte – in diesem Fall jene der strukturellen Diskriminierung durch Dequalifizierung am Arbeitsmarkt.³⁰ Es ist schließlich ein Beispiel dafür, wie migrationsbedingte Erfahrungen des Scheiterns in die biographische Erzählung integriert und als zentraler Aspekt des Lebensverlaufes gedeutet wurden. Ein wesentlicher Grund mag darin liegen, dass diese Erfahrungen rückblickend nicht als individuelles Versagen (dessen Folge häufig Schamgefühl und Schweigen sind), sondern als Folge struktureller Gegebenheiten bewertet wurden. Für Gülseren Ağca waren demnach nicht der fehlende Wille oder die eigene Unfähigkeit für den sozialen Abstieg entscheidend, sondern die gesellschaftlichen Bedingungen in Österreich. Hinzu kommt, dass Frau Ağca ihre Geschichte in einem vertrauten und geschützten Rahmen eines Frauengesprächskreises erzählte, der wöchentlich in den Räumlichkeiten der feministischen Beratungsorganisation *Miteinander Lernen – Birlikte Öğrenelim* stattfindet.

Mit der Ausstellung *Geteilte Geschichte. Viyana-Beč-Wien* sollten die Objekte und Geschichten, die im Zuge des Projektes *Migration Sammeln* zusammengetragen wurden, einer breiteren Öffentlichkeit präsentiert werden. Nicht zuletzt, da durch das Projekt die bis dato umfangreichste Sammlung zum Thema Migration in den städtischen Sammlungen aufgebaut worden ist. Sie wäre ohne die Bereitschaft der Zeitzeug*innen, ihre Geschichten zu teilen und teilweise sehr persönliche Erinnerungsstücke dauerhaft abzugeben, nicht möglich gewesen. Die Ausstellung verstand sich daher auch als ein notwendiges Zeichen der Anerkennung und Wertschätzung gegenüber den Schenker*innen.

Insgesamt war die Resonanz auf die Ausstellung sehr positiv. Davon zeugen die Besucherzahlen – rund 19.000 Menschen sahen sich die Ausstellung laut Besucher-

statistik des Wien Museums an – , die persönlichen Rückmeldungen und die zahlreichen Einträge im Gästebuch. Einige der Einträge wurden auch von Migrant*innen oder von den Kindern und Enkelkindern ehemaliger Arbeitsmigrant*innen verfasst. Darin artikulieren sich Stolz, Anerkennung und Dankbarkeit, dass die Geschichte der Arbeitsmigration und ihrer Subjekte als Teil der Geschichte dieses Landes im Wien Museum gezeigt wird. In den Einträgen wurden auch Bezüge zur gegenwärtigen österreichischen Migrationspolitik hergestellt sowie zur aktuellen Situation von Geflüchteten – teilweise von Betroffenen selbst, die sich und ihre Erfahrungen in den Geschichten und Erfahrungen der Arbeitsmigrant*innen wiedererkannten.

Die Reaktionen auf die Ausstellung unterstreichen, welche Bedeutung der anerkennenden Repräsentation gesellschaftlich marginalisierter Geschichte in Gedächtnisinstitutionen zukommt, weil damit ein Schritt zu mehr Gleichberechtigung in der Gesellschaft ermöglicht werden kann.³¹ Insofern vermag die museale Repräsentation für ein biographisches Bewusstsein von der Migration bedeutsam zu werden, wenn sie diese nicht nur als individuelle Erfahrung oder Erfahrung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen versteht, sondern ebenso als Teil einer kollektiven Geschichte. Schließlich ist die Dokumentation dieser Geschichte auch für zukünftige Generationen wichtig, so Niko Mijatović, einer der Schenker*innen und langjähriger Obmann des 1970 in Wien gegründeten jugoslawischen Arbeiterklubs Jedinstvo (Einheit):

„Die Geschichte [beginnt] nicht mit uns und die Geschichte [endet] nicht mit unserer Generation. Man soll die Möglichkeit bekommen, etwas aus vergangenen Zeiten zu sehen. Die jungen Generationen, die Leute, die in die Museen kommen usw. [...] Das war ein Ziel von uns, dass man wenigstens ein bisschen etwas von diesen Zeiten, die wir als Gastarbeiter oder Leute, die dann das ganze Leben hier verbracht haben, dass wir das für die Zukunft aufbewahren.“

Anmerkungen

- 1 Gleichzeitig artikuliert Frau Stegić mit dieser Einschreibung nicht zum ersten Mal biographisches Bewusstsein hinsichtlich ihrer Migrationsgeschichte. Als im Jahr 2004 im Wien Museum die Ausstellung *Gastarbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration* (URL: www.gastarbajteri.at) gezeigt wurde, war Vasilija Stegić eine der Tausenden Ausstellungsbesucher*innen. Daran erinnert ihr Eintrag im Gästebuch eine Woche nach der Eröffnung, in dem sie ihre Ankunft in Wien im Jänner 1973 beschreibt. Quelle: Gästebuch zur Ausstellung *Gastarbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration*, 2004, Archiv der *Initiative Minderheiten Wien*.
- 2 Das Projekt wurde von einem externen Team bestehend aus Arif Akkılıç, Vida Bakondy, Ljubomir Bratić und Regina Wonisch durchgeführt. Trägerorganisationen waren die *Initiative Minderheiten*, das *Forschungszentrum für historische Minderheiten* und der *Arbeitskreis Archiv der Migration*. Zur Genese des Projekts siehe: Arif Akkılıç/Vida Bakondy/Ljubomir Bratić/Regina Wonisch, Der über-

- fällige Blick auf die Geschichte der Gastarbeiteri. Zum Projekt „Migration Sammeln“, in: dies. (Hg.), Schere, Topf, Papier. Objekte zur Migrationsgeschichte, Wien 2016, 18–29.
- 3 Im September 2014 organisierte die Stadt Wien eine Jubiläumsfeier mit dem Titel „50 Jahre Gastarbeit – Wien sagt Danke“ im Wiener Rathaus. Eingeladen waren rund 700 Personen und ihre Familienangehörigen, die in den 1960er- und 1970er-Jahren nach Österreich gekommen waren. Anlässlich des Festaktes wurde ihnen vom damals amtierenden Wiener Bürgermeister Michael Häupl und in Anwesenheit des damals amtierenden österreichischen Bundespräsidenten Heinz Fischer eine Urkunde überreicht.
 - 4 Siehe hierzu im Detail Akkılıç/Bakondy/Bratić/Wonisich, Blick, 2016, 20 sowie Dirk Rupnow, The History and Memory of Migration in Post-War Austria: Current Trends and Future Challenges, in: Günter Bischoff/Dirk Rupnow (Hg.), Migration in Austria, New Orleans 2017, 37–65, 51f.
 - 5 Akkılıç/Bakondy/Bratić/Wonisich, Blick, 2016, 18.
 - 6 Vida Bakondy/Regina Wonisch, Vom Rande ins Zentrum. Der überfällige Blick auf die Geschichte der Gastarbeiteri, in: Stimme. Zeitschrift der Initiative Minderheiten 99 (2016), 21–22, 22.
 - 7 Hannes Sulzenbacher, Ohne geschichtlichen Wert? Über Strategien marginalisierter Geschichtsschreibung am Beispiel von QWIEN – Zentrum für schwul/lesbische Kultur und Geschichte, in: Kulturrisse 4 (2013), 20f.
 - 8 Hakan Gürses/Cornelia Kogoj/Sylvia Matzl (Hg.), Gastarbeiteri. 40 Jahre Arbeitsmigration. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Wien Museum und der Hauptbücherei am Gürtel 22.1.2004–11.4.2004, Wien 2004.
 - 9 In der Hauptbücherei am Gürtel war eine weitere Ausstellung zu *Medien und Migration*, die künstlerische Beiträge versammelte, zu sehen.
 - 10 Cornelia Kogoj/Gamze Ongan, Die Ausstellung *Gastarbeiteri – 40 Jahre Arbeitsmigration*. Migrationsgeschichte aus NGO-Perspektive, in: Thomas Hübel/Regina Wonisch (Hg.), Museum und Migration. Konzepte, Kontexte, Kontroversen, Bielefeld 2012, 89–115, 111f.
 - 11 Gangart, Gastarbeiteri – 40 Jahre Arbeitsmigration: Ausstellung mit der NGO Initiative Minderheiten im Wienmuseum (vormals historisches Museum der Stadt Wien), 2004, in: Ruth Noack (Hg.), Agency, Ambivalence, Analysis. Approaching the Museum with Migration in Mind, Politecnico di Milano 2013, 137–146, 144.
 - 12 2012 jährte sich der Abschluss des ersten Anwerbeabkommens, das Österreich mit Spanien im Jahr 1962 unterzeichnet hatte, zum 50. Mal. Die Arbeitsmigration aus Spanien blieb jedoch im Vergleich zu jener aus Jugoslawien und der Türkei für Österreich relativ bedeutungslos. Vida Bakondy, „Austria Attractive for Guest Workers?“ Recruitment of Immigrant Labor in Austria in the 1960s and 1970s, in: Bischoff/Rupnow, Migration, 2017, 113–138.
 - 13 Siehe die Website des Arbeitskreises: www.archivdermigration.at (22.9.2018); zu den Gründungsmitgliedern zählten neben Arif Akkılıç und Ljubomir Bratić Vida Bakondy, Wladimir Fischer, Li Gerhalter und Dirk Rupnow.
 - 14 Akkılıç/Bakondy/Bratić/Wonisich, Blick, 2016, 23.
 - 15 Ergebnislos blieben Versuche, auch von einer Auswahl an Wiener Firmen, die viele Migrant*innen beschäftigt bzw. angeworben hatten, Objekte zu bekommen.
 - 16 Circa ein halbes Jahr später folgte ein Archiv- und Sammelprojekt zum Thema in Tirol. Siehe hierzu den Beitrag von Amoser/Berger/Hetfleisich/Hollomey-Gasser in diesem Band.
 - 17 Der Auftrag zielte auf den Aufbau einer Sammlung für zukünftige Ausstellungen des Museums. Der Entschluss zur Ausstellung wurde von Seiten des Museums nach Beendigung des Projekts gefasst.
 - 18 Hinzu kommt, dass Objekte manchmal auch aus restauratorischen Gründen zurückgewiesen werden können.
 - 19 Für eine kritische Auseinandersetzung mit sogenannten Migrationsobjekten in Ausstellungen siehe etwa Natalie Bayer, Migration und die museale Wissenskammer. Von Evidenzen, blinden Flecken und Verhältnissetzungen, in: Erol Yildiz/Marc Hill (Hg.), Nach der Migration. Postmigrantisches Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft, Bielefeld 2014, 207–224.
 - 20 Für eine Vertiefung zu dieser Frage siehe Hübel/Wonisich, Museum, 2012.
 - 21 Lebensgeschichtlich orientierte Gespräche bildeten einen zentralen Bestandteil der Feldforschung. Im Prozess des Erzählens konnten die Interviewer*innen gezielt nachfragen und potentielle Objekte und Materialien identifizieren. Zu Projektbeginn war ein Interviewleitfaden und ein Objektfragebo-

- gen entworfen worden, um die Objektgeschichte zu erfassen. Biografische Informationen und die konkrete Objektgeschichte sollten nach Eingang in die städtischen Sammlungen in die Datenbank des Museums einfließen, die Interviews jedoch nicht archiviert werden.
- 22 Vgl. hierzu auch: Vida Bakondy, Alltagsobjekte erzählen Migrationsgeschichte, in: Stimme. Zeitschrift der Initiative Minderheiten 99 (2016), 15–17.
 - 23 Michael Parmentie, Mit Dingen erzählen. Möglichkeiten und Grenzen der Narration im Museum, in: Tobias G. Natter/ Michael Fehr/Bettina Habsburg-Lothringen (Hg.), Die Praxis der Ausstellung. Über museale Konzepte auf Zeit und auf Dauer, Bielefeld 2012, 147–164, 147.
 - 24 Christoph Reinprecht, Nach der Gastarbeit. Prekäres Altern in der Einwanderungsgesellschaft, Wien 2006, 37.
 - 25 Ebd.
 - 26 Laut Auskunft seines Sohnes Kadir Sel fertigte sein Vater auch weitere gerahmte Dienstzeugnisse für seine Kinder an.
 - 27 Laut einer Studie aus den frühen 1980er-Jahren betrug der Anteil von Eltern, die ihre Kinder im Herkunftsland zurückgelassen hatten, 20,3 Prozent, wobei der Anteil unter jugoslawischen Migrant*innen deutlich höher war als unter türkischen. Bundesministerium für soziale Verwaltung (Hg.), Ausländische Arbeitskräfte in Österreich, Wien, 1985, 57.
 - 28 Zu den persönlichen Motiven für Schenkungen siehe im Detail Akkılıç/Bakondy/Bratić/Wonisch, Blick, 2016, 27.
 - 29 Letztlich wurden wesentlich mehr Frauen als Männer (6:3) interviewt. Gründe waren zum einen inhaltliche Entscheidungen als auch Zu- bzw. Absagen von Interviewpartner*innen.
 - 30 Siehe Vida Bakondy, Benachteiligung hat Struktur und Geschichte. Dequalifizierung von Migrant/innen in Österreich, in: dies./Simonetta Ferfaglia/Jasmina Janković/Cornelia Kogoj/Gamze Ongan/Heinrich Pichler/Ruby Sircar/Renée Winter (Hg.), Viel Glück! Migration heute – Wien, Belgrad, Zagreb, Istanbul, Wien 2010, 388–397.
 - 31 Nur kurz erwähnt sei, dass Sichtbarkeit minorisierter Gruppen nicht per se mit einem Mehr an Anerkennung einhergeht, sondern abhängig von der Art und Weise des Zeigens, den Bedingungen der Sichtbarkeit, ist. Gerade im Feld der Migration folgen die vorherrschenden Bilder und Diskurse in Politik und Medien einer Logik der „regulativen Sichtbarkeit“ (Johanna Schaffer). Das heißt, es dominieren bestimmte Bilder und diese sind noch immer zumeist defizitär. Zu Sichtbarkeit und Anerkennung minorisierter Gruppen siehe Johanna Schaffer, Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung, Bielefeld 2008.